

Nr. 2. Wollstein, den 12. Januar. 1890.

Humoristen und Originale aus unserer Heimath.

Von J. H.

(Fortsetzung von Nr. 47, 48 der Familienblätter für 1889.)

Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß ein Unglück nie allein kommt.

Titus war, als er von dem unfreiwilligen Logirbesuch bei Direktors nach Hause kam, in einer abscheulichen Laune. Er gab sich vergebliche Mühe, den vollen Zusammenhang des gestrigen Abends zu entwirren — nur das eine war ihm vollständig klar: daß der Physikus einen schlechten Scherz mit ihm gemacht habe. Vor Aerger ging Titus nicht zu Tisch, er fing sogar an — zu arbeiten. Auch das nützte nichts — die Stunden schlichen in langweiliger Oede vorüber und es war gar nicht abzusehen, wie der lange, lange Nachmittag ertragen werden sollte.

Auf dem Hausflur vernahm man bedächtige Schritte und dann ein lautes Klopfen. Der Assessor sah neugierig nach der Thür — herein trat ein dürrer alter Herr in langem schwarzen Ueberrock und mit einem alterthümlichen Cylinder: der Herr Aktuarius Barsch.

Der Assessor glaubte erst, daß Barsch auf der Aktensuche sei und schaute verlegen nach einigen großen Aktenstößen hinüber, die in einer dunklen Nische neben dem Sopha lagerten und nach Licht und Luft zu streben schienen. Es handelte sich aber um ganz etwas anderes, wie sich gleich herausstellte.

„Die Frau Gräfin M. will Testament machen," sagte der Herr Aktuarius sehr ehrerbietig, „der Herr Direktor haben den Herrn Assessor und mich zur Aufnahme deputirt — hier ist die hohe Verfügung."

„Ah, ah," rief der Assessor, „ein Testament — das ist ja schön, Herr Aktuarius — haben Sie einen Wagen besorgt?"

Der Alte schmunzelte und schüttelte den Kopf.

„Wir brauchen keinen Wagen, Herr Assessor. Der Graf hat seine vierspännige Kutsche geschickt — wenn gefällig ist, können wir gleich fahren. Es sind übrigens gegen drei Meilen und schlechter Weg — vor Abend kommen wir nicht hin."

„So, so," nickte Titus, „nun, dann können wir gleich fahren. Ich ziehe mich sofort an, hier, Herr Aktuarius, eine Cigarre — da drüben stehen Streichhölzer."

Während der Assessor nach der alten Pauline rief und sich dann im Kabinet anzog, zündete Herr Barsch gemächlich die Cigarre an und sah vergnügt aus dem Fenster nach der gräflichen Glaskutsche hinunter. Auf dem Bocke saß ein Kutscher in herrschaftlicher Livrée, die vier Rappen stampften ungeduldig das Pflaster und einige Neugierige waren auf dem Bürgersteige stehen geblieben, um abzuwarten, wer in den schönen Wagen einsteigen würde.

Der alte Barsch machte ein so freundliches Gesicht, wie man es selten bei ihm sah. So ein Kommissorium war eine herrliche Abwechselung in dem Einerlei des Bureaulebens und — man verdiente etwas dabei! Zumal in dem heutigen Falle, wo nicht einmal Auslagen für das Fuhrwerk in Aussicht standen.

Dienegott Emanuel Barsch war ein sehr sparsamer Herr, obschon er es gar nicht nöthig hatte. Seine Bedürfnisse waren von jeher mäßig gewesen. Als ziemlich bejahrter Junggeselle hatte er eine noch ältere Jungfrau mit einem kleinen Kapitalvermögen geheirathet und da Frau Barsch fast noch mehr knauserte als ihr Ehegatte, war es dem Pärchen im Laufe einer zwanzigjährigen kinderlosen Ehe gelungen, zu einem verhältnißmäßigen Wohlstande zu kommen. Leider hatten Beide nicht den entsprechenden Genuß davon, im Gegentheil von der Verwaltung ihrer verschiedenen Kapitalien oft recht schwere Sorgen. Wenn ein Bauer die Zinsen nicht pünktlich zahlte oder gar um Stundung bis nach der Ernte bat — wenn die Pfandbriefe im Kurse heruntergingen oder verloost wurden, waren die alten Leute stets in großer Unruhe und verbrachten schlaflose Nächte.

Der Herr Aktuarius hatte dann immer noch einige Ablenkung durch seine amtlichen Pflichten, während Mutter Barsch sich den Geldsorgen mit voller Muße hingeben konnte und es auch redlich that — sehr oft auf Kosten des häuslichen Friedens. Sie konnte nicht oft genug daran erinnern, daß *sie* das Geld in die Ehe gebracht habe und daß es *ihrer* Vorsicht und Umsicht zu danken bleibe, wenn es bis jetzt erhalten geblieben sei. Sie spielte in dieser Weise gewöhnlich auf die zu große Gutmüthigkeit ihres Gatten an, oder vielmehr — wie sie in ganz verärgerter Stimmung auch zuweilen sagte — auf seine Dummheit.

Herr Barsch liebte über Alles in der Welt den Frieden und im Interesse des Hausfriedens ordnete er sich auch seiner Alten vollständig unter und war froh, wenn sie ihn in Ruhe ließ. Er war gar nicht abgeneigt zuzugestehen, daß seine Frau in Geschäftsangelegenheiten weit resoluter und umsichtiger sei als er selber und daß die Neigung für kleine Plänkeleien gar nicht ins Gewicht falle gegen ihre vorzüglichen Eigenschaften als Hausfrau. In den verwickeltsten Fragen war ihr Rath der entscheidende und meistentheils richtige, während der Herr Aktuarius über den Bezirk seiner Registratur hinaus sich selten zu helfen wußte.

Damals waren die gerichtlichen Aemter noch nicht so kurz und übersichtlich bezeichnet wie heute. Dienegott Emanuel Barsch

— die Kollegen nannten ihn gewöhnlich Emanuel — war eigentlich Bureau-Assistent und seiner Befähigung nach Aktuarius. Nun gab es aber damals in dem Rahmen der Amtsstubenthätigkeit: Kuratoren, Registratoren, Kalkulatoren, Ingrossatoren u. s. w., u. s. w. Herr Barsch war ein ausgezeichneter Registrator und in dieser Spezialität auch hoch geschätzt. Für Journalnummern, Fristen, Aktenzeichen und Retent-Pièçen hatte er ein geradezu erstaunliches Gedächtniß. Das verlorenste Aktenstück vermochte sich demselben nicht zu entziehen und war in spätestens vierundzwanzig Stunden wieder aufgefunden: entweder lag es mit eingekniffenem Schwanz im Fache, oder es war „ohne Retentum" fortgeschickt worden, oder — und das kam am häufigsten vor — es lag beim Herrn Assessor „im Vortrage".

Die Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit des Herrn Aktuars hatten ihm auch im Laufe der Zeit schon erfreuliche Anerkennungen eingetragen und wenn die Kollegen ihn wegen seines Geizes und seiner Unbeholfenheit auch manchmal aufzogen, rühmten sie ihn doch als einen guten Kerl.

In den letzten Jahren hatte sich dieses Verhältniß ein wenig getrübt. Emanuel war eines Tages unter die Schriftsteller gegangen und hatte einen „Leitfaden für junge Justizbeamte" verfaßt — leider auch einen Verleger dafür gefunden. Allerdings hatte er sich verpflichten müssen, die Druckkosten zunächst vorzuschießen und von dem Erlöse für die ersten Tausend Exemplare nichts zu beanspruchen. Der Ueberschuß erst sollte getheilt werden.

Nun fand aber der Leitfaden bei den jungen Justizbeamten keine Gegenliebe und hunderte von Exemplaren lagen in der Wohnung des Herrn Aktuars in allen Winkeln herum, zum fortwährenden Aerger der theuern Gattin und auch zu seinem eigenen.

Sonderbarer Weise hatte ihm dieser mißglückte Versuch die Lust an schriftstellerischem Wirken nicht verleidet. In einigen Fachblättern hatte er sich als Mitarbeiter eingeführt und in einem Falle hatte er sogar ein kleines Honorar bekommen. Wie er dann schließlich darauf verfiel, sich auf ein ganz fernliegendes und schwieriges Unternehmen einzulassen, das noch verhängnißvoller enden mußte als der „Leitfaden" — das ist nicht zu ergründen.

Thatsache ist, daß Vater Barsch ein Lexikon in sechs Sprachen herauszugeben beabsichtigte: auf einer einzigen Seite sollte dasselbe Wort deutsch, polnisch, lateinisch, französisch, englisch und italienisch gefunden werden.

Der Verleger des Leitfadens wollte das sechssprachige Lexikon auch bei sich erscheinen lassen, er verlangte vorsichtiger Weise aber auch wieder den Ersatz für die Druckkosten und außerdem noch einen Betriebsvorschuß von 500 Thalern. Sehr harte Bedingungen für Emanuel, denen er sich aber schließlich fügte. Er war von der Nützlichkeit seines Unternehmens und von seiner Rentabilität so fest überzeugt, daß er alle Bedenken und Rathschläge seiner Alten streng zurückwies und — fast zum ersten Male in seinem Leben — zeigte, daß er seinen eigenen Willen durchsetzen könne.

Es wäre besser gewesen, wenn er es nicht gethan hätte. Dienegott Emanuel Barsch war ein tüchtiger Registrator, aber er hätte die Schriftstellerei Andern überlassen sollen. Von den sechs Sprachen, in denen das neue Lexikon erscheinen sollte, beherrschte Emanuel die deutsche und theilweise auch die polnische. Für das Lateinische standen ihm einige Reminiszenzen aus seiner Gymnasialzeit zu Gebote, die aber über den kleinen Schönborn nur wenig hinausreichten, von Englisch, Französisch und Italienisch verstand er gar nichts.

Es wäre ja an sich noch nicht ganz verfehlt gewesen, aus vorhandenen Wörterbüchern ein neues zusammenzuschweißen und dieser Grundgedanke hatte den Emanuel ursprünglich auch geleitet. Er sah aber nach und nach ein, daß seine Kraft auch für die Zusammenstellung des im Einzelnen Vorhandenen nicht ausreichte. Er mußte — sich helfen lassen und diese Hilfe wurde ziemlich theuer. Ehe noch der sechste Theil des gewaltigen Lexikons entworfen war, hatte Herr Barsch über fünfhundert Thaler für Bücher, Hilfsarbeit u. s. w. ausgegeben. Es war nicht leicht, den mannigfachen Vorwürfen der Alten und den spöttischen Bemerkungen der sonstigen Umgebung Stand zu halten. Emanuel that es mit der Zähigkeit eines entschlossenen, von dem Werthe seiner Sache überzeugten Mannes. Das Lexikon mußte zu Stande kommen.

*

Inmitten so mannigfacher Sorgen war die Spazierfahrt in der gräflichen Equipage für den alten Emanuel eine hoffnungsvolle Aussicht. Bot sie doch auch Gelegenheit, mit dem Herrn Assessor einige Stündchen zu verplaudern, der sich ihm immer sehr theilnehmend gezeigt und — wie es dem Alten schien — seinen schriftstellerischen Plänen Verständniß und Aufmunterung entgegengebracht hatte.

Die Toilette des Assessors war beendet, Pauline trug die Reisedecke nach unten und die Herren Testaments-Kommissarien fuhren in der geschlossenen Kutsche des Herrn Grafen vornehm zur Stadt hinaus.

Emanuel fand auf der mehrstündigen Fahrt die erwünschte Gelegenheit, sich über sein Lieblingswerk und dessen Fortschritte auszusprechen — und Titus war froh, daß er in Folge dessen endlich auf andere Gedanken kam.

Die Fahrt wurde dennoch recht langweilig. Chausseen waren damals noch ein Vorzug der Hauptstraßen, nach dem gräflichen Gute führte ein gewöhnlicher Landweg, der zu dieser Jahreszeit gerade recht schlecht war. Es dunkelte bereits — Emanuels Sorgen und Hoffnungen, die sich an das Lexikon knüpften, waren bis zur Erschöpfung besprochen — am liebsten hätte der Assessor ein Weilchen geschlafen, aber das fortwährende Hin- und Herschaukeln der Kutsche ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Endlich nach drei vollen Stunden schien man sich dem Ziele zu nähern. Der Wagen lenkte von der Straße in einen breiten Parkweg ein und durch lautes Peitschenknallen meldete der Kutscher seine Ankunft. Das gräfliche Schloß war ein alterthümlicher, weitläufiger Bau, von dem nur ein Theil bewohnt wurde. Die nach dem Vorgarten führenden Fenster waren hell erleuchtet, der Graf — im Gesellschaftsanzuge — empfing die Kommission an der Treppe und tauschte mit Titus, den er seit Jahren kannte, herzliche Worte des Willkommens.

„Das ist Herr Aktuarius Barsch," sagte der Assessor, „ein ausgezeichneter Beamter, auch Schriftsteller. Augenblicklich beschäftigt er sich mit der Herausgabe eines Lexikons in sechs Sprachen — denken Sie sich, diese Arbeit!"

„Sehr erfreut, sehr erfreut," erwiderte der Graf, indem er sich verneigte und dem alten Emanuel herzlich die Hand schüttelte. „Wollen wir erst ein Gläschen Wein trinken," sagte er zu Titus, „nachher gehen wir zur Gräfin. Sie ist etwas — verstimmt, aber nicht krank. Heda, Joseph, bringe Wein!"

Der Assessor lechzte nach einem Tropfen Weines, aber er beherrschte sich.

„Herr Graf," erwiderte er, „nachher mit Vergnügen — erst aber wollen wir das Geschäft abmachen."

Der Graf nickte und führte die Herren nach dem gegenüberliegenden Flügel, in dem sich die Zimmer der Gräfin befanden. Er stellte die Herren vor und ließ sie dann mit seiner Gattin allein. So verlangten es die für die Aufnahme von Testamenten geltenden Vorschriften.

Die Frau Testatrix — so schrieb Emanuel in sein Protokoll — lag auf einem Divan und befand sich in vollständig verfügungsfähigem Zustande. Ergänzen wir diese trockene Notiz noch ein wenig. Die Gräfin war noch ziemlich jung und galt als schöne aber wunderliche Frau. Sie hatte ihrem Gatten ein ziemlich bedeutendes Vermögen zugebracht, die Verfügung darüber sich aber vorbehalten. Ein Testament hatte sie schon vor einigen Jahren übergeben, als der eheliche Himmel sich etwas zu umwölken schien, auch waren dann noch verschiedene Nachträge gemacht worden — theils in guter, theils in schlechter Laune. Auch heute sollten ergänzende Bestimmungen aufgenommen werden — angesichts eines in der gräflichen Familie bevorstehenden freudigen Ereignisses.

Der Graf hatte sich beeilt, die Kommission so schnell als möglich herbeizuschaffen, um die günstige und hoffnungsreiche Willensströmung nicht zu versäumen.

Der Assessor war über die Verhältnisse unterrichtet. Er gab den Wünschen und Gedanken der Gräfin einen so zarten und doch treffenden Ausdruck, daß diese ihm wiederholt dankte und beim Abschiede die Hand zum Kusse reichte.

In einer knappen Stunde war das Geschäft beendet und man konnte nun an eine Stärkung denken. Man nahm einen kleinen Imbiß und trank vorzüglichen alten Ungarwein dazu.

War das ein Wein! So goldig klar und kühl — und doch wieder wie eine stille Gluth den ganzen Menschen erwärmend. Mit diesen Gedanken trank der alte Emanuel, fast in andächtiger Stimmung, den schweren Wein — der für ihn um so gefährlicher war, als er im Allgemeinen außerordentlich enthaltsam und mäßig lebte.

Der Graf führte die Herren im Schlosse herum, zeigte seine Bilder, seine Waffensammlung — seine Bibliothek. Alles war herrschaftlich und reich. Eine vornehme Atmosphäre wehte in diesen Räumen, die Wohlhabenheit der Besitzer und ihr Geschmack kamen darin überall zur Geltung.

Inzwischen war das Abendessen im Speisesaale angerichtet worden. Bei Tafel erschien auch die Gräfin und ihr Gesellschaftsfräulein. Der Assessor saß neben der Gräfin, Emanuel zwischen dem Grafen und einem Propst. Der Wein hatte den Alten ziemlich lebhaft gemacht, er nahm an der Unterhaltung eifrig Theil und wurde noch redseliger, als der Graf beim Nachtisch das große Lexikon zur Sprache brachte.

„Sie sind wohl Philologe?" bemerkte der Propst überrascht, als Emanuel den Plan des Werkes erläutert hatte.

Der Alte murmelte eine Verneinung.

„Aber Sie sind gewiß lange im Auslande gewesen?" fragte der Propst neugierig weiter.

Inzwischen hatte der Graf die Gläser von neuem gefüllt und stieß mit Emanuel an, der gleich wieder einen herzhaften Schluck that.

„Ach nein," erwiderte er dann bedächtig, „ich bin in der Gegend bei Rogasen zu Hause und nicht viel herumgekommen. In Posen war ich, da habe ich meine Prüfung gemacht — und auch ein Mal in Demmin — da habe ich eine Tante."

„So, so," nickte der Propst und machte mit Mühe ein ernstes Gesicht, „da ist Ihre Arbeit um so schwieriger und werthvoller."

„Weißt Du, Alphons," fuhr er zum Grafen gewendet fort, „wir müssen den Herrn unterstützen. Wir wollen subskribiren — also, Herr Barsch, wenn das Werk fertig ist, senden Sie mir zehn Exemplare!"

„Bravo," rief der Graf, „das ist ein sehr guter Gedanke. Herr Barsch, notiren Sie für meine Bibliothek zwanzig Exemplare!"

Emanuel wurde ganz roth vor freudiger Verlegenheit. Einen so schönen Augenblick hatte er kaum jemals erlebt. Er zog behutsam die blaue Hülle unter dem Rocke hervor, in der sich das Testament befand und notirte die Subskribenten. Als die Andern informirt waren, gingen sie auf den Scherz ein. Der Landschaftsrath, die Gutsnachbarn verlangten Exemplare — die Frau Gräfin für sich auch noch zehn: im Ganzen waren es nun sechsundachtzig.

Der Kaffee wurde herumgereicht. Die Damen zogen sich zurück und die Herren zündeten ihre Cigarren an. Auch Emanuel rauchte und war in einer großartigen Stimmung. Was hatte er heute Alles erlebt! Er hatte Wein getrunken — nach langer, langer Zeit — und was für Wein! Er war in einer feinen und hochgebildeten Gesellschaft, geduldet nicht nur, sondern freundlich anerkannt — als ein gebildeter Mann, als ein Schriftsteller! Es gab doch noch mehr in der Welt, als elende staubige Amtsstuben und die ewige Sorge um verlegte Terminssachen. Nächstens machen wir uns frei von diesem Jammer, Emanuel, und leben ausschließlich der Wissenschaft.

Und als er diesen Gedanken eben still zu Ende gedacht hatte, ergriff er in der Fülle seiner Daseinsfreude das Glas und stieß mit dem Grafen an.

„Ich trinke auf das Wohl meines hohen Gönners . . ." sagte er ziemlich laut. Es war die längste Tischrede, die er jemals gehalten hatte. Dann trank er das volle Glas auf einen Zug leer.

Der Graf bedankte sich. Auch die andern Gäste tranken mit Emanuel, der nach und nach immer redseliger und konfuser wurde. Es kam ihm vor, als sei er in einer Volksversammlung — dann wieder auf einem schwankenden Schiff. Die Gestalten um ihn her ballten sich zu einem unförmlichen Chaos zusammen, er winkte nach allen Seiten und sank dann hilflos auf seinen Stuhl.

Ganz vorsichtig wurde er nach einem Nebenzimmer gebracht und auf das Sopha gelegt. Auch die andere Gesellschaft stand auf und ging wieder nach dem großen Salon.

Titus war wieder vollständig munter geworden und hatte den Aerger des vergangenen Tages vergessen. Er scherzte und lachte in seiner bekannten Art und trank schließlich mehr, als ihm an diesem Tage dienlich war.

Als nach Mitternacht die Gesellschaft sich zum Aufbruch rüstete, war der Assessor zwischen seinem dritten und vierten Stadium und der Abschied vom Grafen war so überschwänglich und herzlich, als hätten sie einander das Leben gerettet.

Emanuel Barsch war sanft geweckt worden und kam jetzt nach und nach zu der traurigen Erkenntniß, daß er noch drei Stunden fahren müsse, ehe er zur Ruhe komme. Als aber die Wagenthür sich schloß und das schwere Gefährt in Bewegung kam, bewältigte der Schlaf die gesammte Testaments-Kommission. In der einen Ecke schnarchte der Assessor, in der andern der alte Barsch. Sie schliefen so fest, daß die verschiedenen Erschütterungen auf dem holperigen Wege sie gar nicht störten und wachten erst auf, als das Peitschenknallen des Kutschers und das Gerassel der Räder auf dem Pflaster die Ankunft in der Kreisstadt ankündigte.

Es war heller lichter Morgen. Die Kinder gingen mit ihren Täschchen zur Schule, auf dem Markte hielten Fuhrwerke vom Lande und die städtischen Verkäufer breiteten ihre Waaren aus. Emanuel begriff nach und nach die Lage und wurde vollständig munter. Sein schöner Cylinder war ein Opfer dieser Reise geworden, es stellte sich beim Aussteigen heraus, daß Emanuel darauf gesessen und ihn vollständig zerdrückt hatte. Als er eben im Begriffe war, eine Erklärung dafür zu finden, wie dieses Malheur nur habe geschehen können, sagte der Assessor:

„Herr Aktuarius, Sie haben doch das Testament?"

Emanuel griff nach der Brust, knöpfte seinen Rock auf — vom Testamente war keine Spur. Man suchte noch einmal im Wagen nach, alle Taschen wurden umgekehrt — alles vergebens.

„Das ist eine schöne Geschichte," sagte der Assessor, „haben Sie denn keine Ahnung, wo Sie es hingesteckt haben?"

Emanuel hätte in die Erde sinken mögen vor Scham, Verlegenheit und Aerger. Ihm, dem alten Dienegott Emanuel Barsch, sollte es passiren können, ein amtliches Schriftstück, noch dazu ein Testament, zu verlieren! Der unselige Wein! Bei Tische — das wußte Emanuel ganz genau — hatte er die Hülle mit dem Testament noch in der Hand gehabt — er hatte ja die Subskriptionen darauf notirt. Aber dann —? Hatte man es ihm gestohlen? Hatte er auf dem Sopha es neben sich gelegt — vielleicht gar darauf geschlafen?

Der Kopf wollte ihm fast zerspringen.

Titus war in noch größerer Verlegenheit, aber Geistesgegenwart verließ ihn nicht. Es mußte sofort Rath geschafft werden — entweder war das Testament noch aufzufinden oder nicht, jedenfalls mußte man es aufsuchen oder ein neues aufnehmen. Kein Augenblick war zu verlieren.

„Herr Aktuarius," sagte er zu Barsch, „wir müssen noch einmal hinfahren. Den Wagen des Grafen können wir nicht mehr nehmen, gehen Sie schnell und bestellen Sie Extrapost. Schnell, schnell — ich warte hier!"

Emanuel im langen schwarzen Rock und dem eingedrückten Cylinder trabte nach der Post, ein schmerzliches leises Gespräch mit sich führend: Was war nun aus dem freudvollen Tage gestern geworden? Der Kopf that dem alten Manne weh und sämmtliche Gliedmaßen. Statt der erhofften Ruhe zu Hause stand wieder eine beschwerdevolle Reise bevor, voll Angst und Unruhe — und theuer. Wer wird denn die Extrapost bezahlen? Emanuel war ja in der That der Schuldige — das war nicht zu leugnen. Die Diäten und Reisekosten werden für diese unverhoffte Ausgabe nicht reichen — — armer Emanuel! Die 86 Subskribenten allerdings — aber wer weiß? War denn

überhaupt abzusehen, wann das Lexikon fertig werden würde — werden die Subskribenten dann noch leben — haben sie es wirklich ernst gemeint oder war das auch nur einer von den Scherzen, wie sie Emanuel schon öfter hatte über sich ergehen lassen müssen!

Die Extrapost fuhr bald vor. Der Assessor kam dem Wagen in seiner Ungeduld schon entgegen. Ehe er aber noch einsteigen konnte, kam der Rath Rehbein vorüber, ein sehr neugieriger Herr, der von seinem Fenster aus die Extrapost hatte blasen hören.

„Was ist denn los, lieber Kollege?" fragte er hastig, „Sie waren ja doch gestern schon auf Kommission . . . ist irgend etwas . . ."

Titus war nicht in der Stimmung für lange Plaudereien. „Nichts, nichts," sagte er kurz, „ist gar nichts los . . . wir haben . . . wir haben etwas vergessen,"

Der Postillon blies, die Testaments-Herren fuhren zur Stadt hinaus, während der Herr Rath ihnen verwundert nachschaute.

Das fehlte nun noch, daß der die Geschichte erfuhr. Selbstverständlich wird er ja alle möglichen Vermuthungen zum Besten geben, aber das ist gleich. Die Hauptsache ist jetzt: das Testament — das Testament.

Der Assessor hatte seinen Feldzugsplan in aller Eile entworfen und es gelang ihm auch, den Aktuarius für denselben mobil zu machen. Es war nicht so unmöglich, daß die Papiere aus dem Wagen gefallen waren. Der Postillon war nun, unter dem Versprechen eines hohen Trinkgeldes angewiesen, genau vor sich zu sehen und nach einem auf der Straße liegenden Papier Umschau zu halten.

Die linke Seite des Weges beobachtete zu demselben Zwecke der Aktuarius, die rechte der Assessor selbst. Sie reckten sich Beide fast den Hals aus — hier und da mußte gehalten werden — man hatte etwas Weißes oder Blaues liegen gesehen, aber es war gewöhnlich ein Stein oder ein alter Lappen — nicht die Spur von einem gräflichen Testament.

Endlich kam man auf dem Gute an.

Der Postillon sollte nicht blasen, sondern möglichst geräuschlos vorfahren.

Als die beiden Herren ausstiegen und in die Vorhalle traten, war Alles noch still im Hause. Auf dem obersten Absatze der Treppe stand der Kammerdiener des Grafen und sah die unerwarteten Gäste verdutzt an. Der Assessor ging schweigend an ihm vorüber, zuerst nach dem Salon und dann in den Speisesaal.

Man hatte eben angefangen, die Tafel zu räumen — einen flüchtigen Blick warf der Assessor darüber hin, dann stieß er ein kurzes Lachen hervor:

„Gefunden, gefunden!"

Auf dem Platze drüben, wo Emanuel gesessen hatte, lag die blaue Hülle, bekritzelt mit den Bestellungen auf das — verdammte Lexikon — und drinnen unversehrt das Testament und das dazu gehörige Protokoll.

„Gott sei Dank!" stieß der Assessor hervor, „Ihr dummes Lexikon ist an der ganzen dummen Geschichte Schuld — meinetwegen — wenn es fertig ist, will ich nun auch noch ein Exemplar haben!"

Der Aktuarius griff nach der Hülle und hielt sie krampfhaft in die Höhe. In der offenen Thür stand der Kammerdiener des Grafen und wußte noch immer nicht, was der frühe Besuch bedeuten solle.

„Kann ich die Herren melden?" fragte er. „Der Herr Graf schlafen aber noch."

„Nein doch," sagte der Assessor leise und drückte dem Bedienten ein Geldstück in die Hand. „Sie brauchen gar nichts zu melden, Joseph! Wenn der Herr Graf nachfragen sollte, dann sagen Sie nur . . . wir hätten die Subskriptionsliste vergessen."

Adieu, Adieu!

Ganz leise gingen der Assessor und Emanuel wieder nach unten und fuhren zur Stadt zurück — müde und zerschlagen aber voll Freude über ihren Fund.

(Fortsetzung folgt.)



Eine Herzstärkung. (Originalstich.)

Eine Herzstärkung. (Nach dem Gemälde von F. Sonderland.) Es mag keine geringe Aufgabe sein, einigen Dutzend mehr oder weniger ungezogener Bauernjungen das nothdürftigste Wissen beizubringen. Eine Engelsgeduld gehört dazu und eine gute Lunge. Ungeachtet solcher Eigenschaften will unserm wackern Meister von der Schule bisweilen die Kraft versagen. Für dieses Stadium hat er in einer Ecke des Schrankes ein Fläschchen stehen, aus dem er sich, gedeckt durch die Thür, eine kleine Herzstärkung zu Gemüthe führt. Die Jungen dürfen es natürlicherweise nicht sehen, aber sie sind schlau und wissen ganz gut, was hinter der Schrankthür vorgeht. Heute schleicht sich eine der Rangen herbei und lugt, sich duckend, hinter die Thür, um dann frohlockend seinen Kameraden zu erzählen, was er gesehen. Der ängstliche Blick des Schulmeisters sagt deutlich, daß ihm Uebles schwant und vielleicht erwischt er den frechen Eindringling in seine Geheimnisse und bearbeitet ihn nach Verdienst mit der nimmer rastenden Haselgerte.

Heiteres.

Ein Liebespärchen hatte sich aus dem Salon in ein kleines Nebenzimmer geflüchtet: „Theuerste Else," flötet er, „hier sind wir endlich allein, hier kann ich Ihnen das Geständniß meiner glühenden Liebe machen."

„Zu spät!" ruft Else mit einem Blick auf den Salon. „Soeben tritt Mama an den Flügel, um eine Arie zu singen. In der nächsten Minute werden sich die Gäste schaarenweise hierher flüchten."

*

Im Ballsaal fragt ein Herr seine Tänzerin: „Um wie viel Jahre ist Ihre Schwester älter als Sie?"

Die junge Dame antwortet: „Das weiß ich wirklich nicht, denn so oft ich um ein Jahr älter werde, wird sie um eines jünger und es steht zu erwarten, daß wir sehr bald Zwillinge werden."

*

Von Saphir rührt der Ausspruch her: „Die Berliner besitzen eine Freiheit, aber es liegt ein Schloß davor." Jetzt verlieren wir die Freiheit, aber es bleibt uns das Schloß.

Verantwortlicher Redakteur: A. Roeckner in Posen. Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei von W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.